

Radka Denemarková: „Kobold“

Nicht der Doktor, sondern der Schmerz

Von Maximilian Mengerlinghaus

Deutschlandfunk, Büchermarkt, 02.10.2026

Ein Lied von Wasser und Feuer: Radka Denemarková's Doppelroman „Kobold“ erzählt eine verschlungene Prager Familiengeschichte, in der patriarchale Gewalt und fehlende Zivilcourage auf fatale Weise zusammenwirken

Bei einem Kobold denken wohl die meisten von uns zunächst an einen possierlichen Hausgeist wie Schreinermeister Eders Pumuckl. Der treibt ab und zu Schabernack, versteckt die Feile und kippt den Leimtopf um – benimmt sich also wie ein renitentes Kind, dem man am Ende des Tages dennoch nicht böse sein kann. Die tschechische Schriftstellerin Radka Denemarková beschwört in ihrem gleichnamigen Roman dagegen einen weitaus diabolischeren und ungleich großformatigeren „Kobold“. Einen durchtriebenen Hünen mit nicht nur sprichwörtlich dickem Fell.

„Michaels Brust und Arme sind entblößt, der Körper ist dicht mit schwarzen Haaren bewachsen, die ziehen sich zu Kringeln zusammen, winden sich bis zu den Schultern und zum Rücken, in die schwarzen Lockenornamente fallen Schneeflocken, behaart sind auch die Ohrmuscheln.“

Wir begegnen diesem tierisch bepelzten Kleiderschrank von einem Mann auf der berühmten Prager Karlsbrücke, an einem Vorweihnachtsabend irgendwann in den 1930er Jahren. Seit Kindheitstagen pflegt Michael, der schlicht mit Nachnamen Kobold heißt und im weiteren Romanverlauf so angedeutet wird, eine obsessive Beziehung zu den auf der Brücke zwischen Altstadt und Schloss aufgereihten Heiligenfiguren. Als Kobold nach stürmischen Liebkosungen ausgerechnet die Statue des ertränkten Märtyrers Johannes Nepomuk aus Versehen in die Moldau stößt, hechtet er hinterher. Doch statt des Heiligen rettet Kobold die Bürgerstochter Hella aus den eiskalten Fluten. Die verguckt sich in ihren Retter und heiratet ihn, den eindringlichen Warnungen der Eltern zum Trotz. Womit Hella ihr Schicksal besiegelt – die Ehe mit Kobold, der drei Kinder entspringen, ist ein Joch.

Eine Geschichte der häuslichen Gewalt

„Kobold sagt, dass Hella ihm Kaffee kochen soll. Hella kocht ihn. Kobold sagt, einen Löffel Zucker. Hella bringt ihn. Noch einen, und zwar einen vollen, spart nicht. Hella bringt noch einen Löffel Zucker und spart nicht. Kobold rührt konzentriert im Kaffee, trinkt einen Schluck.

Radka Denemarková

Der Kobold

Aus dem Tschechischen
von Raija Hauck

Hoffmann und Campe Verlag,
Hamburg

432 Seiten

27 Euro

Schiebt die Tasse weg, der ist zu süß, mach mir noch einen. Hella kocht einen neuen Kaffee.“

Doch belässt es der Tyrann nicht bei solchen Demütigungen: Er schlägt zu, verprügelt die Frau und auch die Kinder, sperrt sie ein, lässt sie hungern, foltert sie. Vom häuslichen Terror berichtet die gequälte Tochter Judita im Hauptteil von Radka Denemarkovás magisch-realistischem Familienepos „Kobold“, das 2011 bereits im tschechischen Original erschien und eine lose Buchtrilogie über patriarchale Gewalt im 20. Jahrhundert beschließt. Es ist ein Doppelroman mit zwei separaten Handlungssträngen. Auf die ersten 300 Seiten unter dem Titel „Vom Wasser“ folgen nach einem harten Schnitt noch einmal 130 weitere unter der Überschrift „Vom Feuer“. In diesen gerät Justýna in den Fokus, eine neunfache Mutter und Witwe in der Armutsfalle, bei der eines Tages das Jugendamt auf der Türschwelle der heruntergekommenen Wohnhütte in der Prager Peripherie steht.

„Und Sie glauben, dass so ein Saustall ... so eine ... Umgebung für die Kinder angemessen ist?“

„Ich bin allein mit neun Kindern ...“, platzt Justýna heraus und denkt, warum soll sie Umstände erklären, die sie selbst am besten kennen. Seit sie siebzehn ist, führen sie eine Akte über sie. Seit sie ihr erstes Kind bekommen hat. Eine Akte hatte da auch schon ihre Mutter. Über ihren Vater weiß sie nichts. Die Mutter hatte einen komischen Namen angegeben. Kobold.“

Intergenerationales Trauma

Justýna ist die uneheliche Tochter Michael Kobolds und einer obdachlosen Prostituierten. Ihren Vater hat sie niemals kennengelernt, und doch lastet der Familienfluch auf ihr. Hinzu kommt der bleierne Alltag mit der andauernden Existenzangst und dem drohenden Sorgerechtsverlust.

„Ihre Arbeit ist nie zu Ende.

Ihre Schichten dauern vierundzwanzig Stunden.

Der Termin für die Fertigstellung ihres Arbeitsprojektes deckt sich mit dem Termin ihres eigenen Todes.“

Die beiden Episoden lassen sich unabhängig voneinander lesen, was Radka Denemarkovás deutschen Stammverlag Hoffmann und Campe zu einem trendigen Wendecover inspiriert hat. Motivisch sind die Teile eng verflochten, gerade weil sie in ihrer Symbolik offen über Kreuz liegen. Kobold misshandelt seine Kinder, Justýna liebt ihre. Er ist die Ursache des Leids, während ihr nicht geholfen wird, es zu lindern. Die wenig verständnisvollen Institutionen – vom Kindergarten über die Schule bis zum Jugendamt – dämmen den sozialen Absturz nicht, sondern sanktionieren die mittellose Mutter und verschärfen die Krise. Auch Justýna hat in ihrem nächsten Umfeld einen ‚Kobold‘, allerdings keinen hünenhaften Brutalo, sondern ein verwachsenes, ja missgebildetes Geschöpf: ihren Nachbarn, der die alleinerziehende Mutter vergöttert, ihr versucht zu helfen, damit alles aber nur noch schlimmer macht. Worin die Teile übereinstimmen, ist die flammende Anklage der gefühllosen tschechischen Gesellschaft.

Ästhetisch überladen

„Niemand in diesem Land ist auf der Seite der Opfer.“

Die Nachbarn ertragen schweigend Kobolds Exzesse, die Behörden schikanieren, anstatt zu unterstützen. Opfer, das sind bei Radka Denemarková in erster Linie die Frauen. Ihre Romane begreift die Autorin selbst als feministischen Aktivismus, den sie allerdings mit erheblichem Kunstwillen vorträgt. Die Erzählperspektiven wechseln ständig, der Umgang mit rhetorischen Stilmitteln wirkt lyrisch. Dazu passt, wie hoch metaphorisch Denemarková ihre Sprache auflädt und damit öfter auch übers Ziel hinausschießt, in Manierismen abgeleitet. Form und Inhalt wollen im Falle von „Kobold“ nicht recht zusammengehen. Die klar antipatriarchale Parole und der verschnörkelte Aufbau ergeben kein stimmiges Ganzes, die Dringlichkeit des Sujets verliert sich im Stilblütendickicht. Im aktuellen Dokumentarfilm „Radka Denemarková: My Life for my Word“ fasst die Porträtierte ihre Poetologie in einem Satz zusammen: „Ich bin nicht der Doktor, ich bin der Schmerz.“ Eine Diagnose, der man nach der Lektüre von „Kobold“ nur beipflichten kann. In der Drastik liegt Radka Denemarková's Stärke, die sie mit ästhetischem Bombast leider verspielt.